

Die Königschmieds [Fortsetzung]

Autor(en): **Moeschlin, Felix**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 23

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 23, IX. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

7. Juni 1919

Veni creator spiritus.

Von Max Geilinger.

Geist größter Liebe, Schöpfergeist,
Du, der uns Geist und Herzen schuf,
Füll sie mit höchsten Gnaden! ruf
Zusammen, die vor Zorn verwalzt.
Durchglühe den, der dich vergaß
Und sich verklaut, der Sehnsucht fern,
Du Lob und du Geschenk des Herrn,
Du unerfaßtes Uebermaß!

Du gabst uns Sinne; helle sie
In Stunden leuchtenden Gerichts;
Gabst Herzen, komm, durchquelle sie,
Geist aller Liebe, Geist des Lichts.
Dein Name sprüht, ein Sturmgesang,
Äonen auf- und niederwärts.
Noch bebt in dir der Schöpfung Schmerz;
Noch strahlt aus dir der Schöpfung Drang.

Und ob ein eigen Glück zergeht . . .
Wer unaussprechliches erkannt,
Weiß, daß dein Frieden in ihm steht;
Er ist gesalbt an Haupt und Hand.
Wir dürsten deiner Gnade! ruf
Zusammen, die vor Zorn verwalzt;
Du, der uns Geist und Herzen schuf:
Geist größter Liebe, Schöpfergeist!

(Aus „Der Weg ins Weite“.)

Die Königsmieds.

Roman von Felix Moeschlin.

23

Das Jahr war da, das der Königsmied hatte mit-
erleben wollen, als er noch im Glücke seiner Sechzig stand,
das lehte vom Hundert. Es fing übel an.

„Unser Leben muß anders werden,“ sagte der Älteste
und schlug nach dem Mittagessen auf den Tisch. „Wir
wollen nicht immer nur schinden und husten.“ Die zwei
Brüder, die schon über die Schulbank hinaus waren, unter-
stützten sein Gerede mit beifälligem Gemurmel.

„Was gefällt dir nicht?“ sagte Viktor ruhig.

„Wir wollen mehr freie Zeit. Wir wollen nicht, daß
es dieses Jahr wieder geht wie im vorigen und im vor-
vorigen. Wir wollen nicht arbeiten von vier Uhr morgens
bis neun Uhr abends. Stell' mehr Knechte ein.“

„Für wen arbeitet ihr? Für euch oder für mich?“

„He, das ist nicht so einfach zu sagen. Wahr ist's ja,
daß wir dich nach deinem Tode beerben. Aber wer weiß,
ob dann noch etwas zu erben ist. Du kannst ja bis dahin
alles verjuxen. Und dann haben wir für den blauen Wind
geschafft und können uns die Sonne auf den bloßen Leib
brennen lassen, weil wir kein Geld mehr haben, um uns
Kleider umzuhängen.“

„Hab' ich bis jetzt etwas verjuxt? Arbeite ich nicht
selbst am meisten?“

„He, ja, verjuxt gerade nicht. Aber man weiß nicht,
wo das Geld hingehen kann. Die Fabrik steht zum Beispiel

auch still da und trägt nichts ein. Kurz und gut, wir wollen
etwas Sicheres, wie es die Knechte auch haben: mehr freie
Zeit und mehr Taschengeld.“

„Seit wann haben die Kinder zu befehlen? Wart' bis
du großjährig bist.“

„Es geht nicht mehr lange bis dahin. Bloß noch ein
halbes Jahr.“

„Willst du mir drohen?“

„Das nicht. Ich will dir nur sagen, daß ich dann
lieber eine Arbeit in der Stadt annehme, wie meine Freunde
auch. Dann hab' ich fixen Lohn und freie Zeit. Ich geb'
nicht viel auf das Schollentrampen.“

Mit Mienen und Geberden und halblauten Worten
stimmten ihm die Brüder bei. Viktor sah scharf von einem
zum andern und bekam einen roten Kopf. Aber er hielt
gewaltsam an sich. Er zerkrümelte das Stück Brot, das er
gerade in den Händen hielt, und sagte dann:

„Du hast also keine Freude am Hof und am Bauern,
Arnold? und du auch nicht, Ernst? und du, Hans?“

Sie wagten nicht „Nein“ zu sagen, sie schüttelten bloß
die Köpfe. Der Vater sah auf seine Brotkrumen und nickte
zwei- oder dreimal und dachte: Da hast du's. Ganz recht.
So mußte es kommen.

Die keifende Stimme der Frau mengte sich drein:

„Sie müßten Esel sein, die Jungen, wenn sie Bauern bleiben wollten. Es ist ja doch nichts mehr damit zu verdienen. Und für geschleierte Kerle wie sie, da liegt das Geld auf der Straße. Der eine kann ein Wirtschaftlein aufbauen, der andere kann auf die Post und der dritte auf die Eisenbahn oder auf ein Bureau oder sonstwo hin. Man wird sie überall brauchen können. Es hat noch genug Dumme, die fürs Bauern gerade gut genug sind.“

„Schweig, Frau! Laß mich allein zu Ende reden. Sobald du also volljährig bist, Arnold, möchtest du fort?“

„Ja, Vater.“

„Du möchtest wohl am liebsten heute schon fort, nicht?“

Arnold rutschte auf seinem Stuhle hin und her und sagte dann trozig: „Ja.“

„Du kannst gehen, wenn du willst.“ Der Sohn machte ein verdutztes Gesicht. „Ich halt' dich nicht. Und zweihundert Franken gebe ich dir mit, für das andere mußt du aber dann selber sorgen.“

Bevor Arnold eine Antwort geben konnte, schrie Lydia:

„Du bist mir ein schöner Vater, wirfst dein eigen Fleisch und Blut auf die Straße. Aber da hab' ich auch noch ein Wörtchen mitzureden.“

„Du brauchst dich nicht aufzuregen, ich werf' niemand hinaus. Aber in meinem Hause hat nur einer zu befehlen, und der bin ich. Und entweder gehorcht man mir, oder man geht. Arnold, wähle!“

„Ich gehe.“ Seine Stimme war unsicher, aber er machte ein resolutes Gesicht.

„Nein, du gehst nicht, das befiehlt dir deine Mutter.“

„Ich laß mir nichts mehr befehlen, und wenn du auch hundertmal meine Mutter bist. Ich gehe fort.“

Die Mutter wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie zu weinen anfing. Aber auch das rührte ihn nicht. Viktor konnte eine geheime Schadenfreude nicht unterdrücken und fuhr fort:

„Und wenn einer von den anderen auch noch fort will, so soll er es nur sagen. Es bekommt jeder zweihundert Franken mit.“

Aber die anderen schwiegen. Arnold nannte sie Feiglinge. Aber sie blieben bei ihrem Stillschweigen. So ging er allein, trozig, großtuerisch, und Viktor tat, als achte er sein Fehlen nicht. Wenn ein trüber Gedanke in ihm aufsteigen wollte, dann sagte er sich: vorderhand bin ich noch Meister. Und das übertönte alles. Und wenn es ihm seine Frau zu Hause gar zu schlimm machte, rettete er sich in den „roten Ochsen“.

Der Arnold hatte in der Stadt kein Glück. Was von weitem so verlockend ausgesehen hatte, entpuppte sich von nahem als die übliche Gewöhnlichkeit, die Arbeit verlangte, um leben zu können, so gut wie auf dem Lande, und überdies Anforderungen stellte, denen er nicht gewachsen war. Und wenn er in Vorderwil immerhin noch der Sohn des Königsviktors gewesen war und als solcher unter den übrigen Burschen einiges Ansehen gehabt hatte, so bedeutete er in der Stadt nichts anderes als ein armer, arbeitssuchender junger Mann. Und ob er König hieß oder Müller, darum kümmerte sich kein Mensch. Er sollte überall unten anfangen und bekam außer einem Hungerlohn bloß die Aussicht auf eine bessergestellte Zukunft versprochen. Das paßte ihm

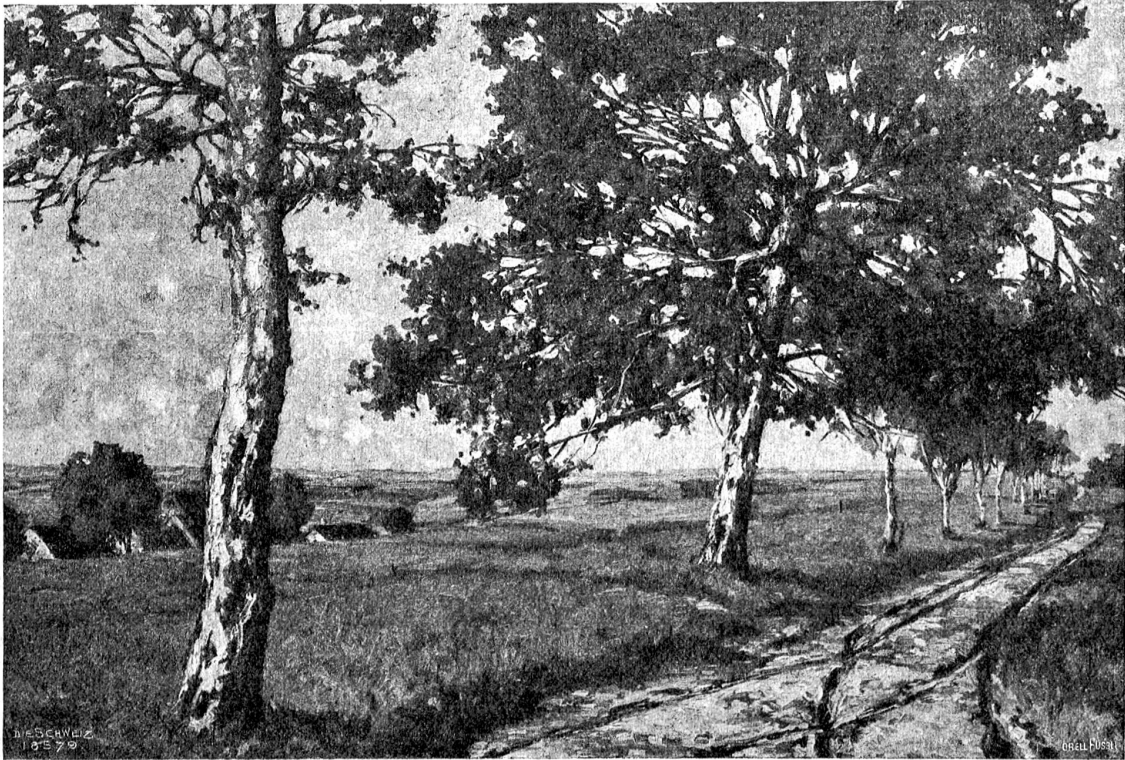
nicht, und als die zweihundert Franken ihre Wege gegangen waren und sich kein anderes Geld auf eine annehmbare Weise einfänden wollte, fuhr er wieder heim. Aber sein Vater bedeutete ihm, daß denn die Geschichte doch nicht so einfach sei und daß ein Weggelaufener für sich selbst zu sorgen habe. Die biblische Erzählung vom Vater, der voll Erbarmen den verlorenen Sohn wieder aufnahm und seinetwegen sogar noch ein Kalb schlachtete, machte sich ja gedruckt ganz gut, aber in Wirklichkeit sei ein solches Verhalten schwerlich angezeigt. Wer nach Freiheit dürste, der solle sie haben, dürfe dann aber die Mühen und Schwierigkeiten auch nicht scheuen, die sie mit sich bringe. Wenn er am Verhungern sei oder krank, dann werde er ihn natürlich aufnehmen, aber er hoffe, daß es um seinetwillen nicht dazu komme, denn er sei jung und kräftig.

Dem Sohne blieb nichts anderes übrig, als auf einem anderen Hofe eine Stelle als Knecht anzunehmen. Der Vater litt darunter, denn der Vorfall gab Anlaß zu vielem schadenfrohen Geschwätz, und es tat ihm weh, daß sein Sohn nicht mehr Mut und Ausdauer gezeigt hatte, sondern einfach wieder heimgekommen war, als es nicht gleich nach seinem Willen ging. Hätte er sich draußen durchgeschlagen, wär's auch auf noch so miserable Weise gewesen, so hätte er ihn achten können und sein eigenes Blut in ihm wieder gefunden. Aber so zeigte sich nur eine bequeme, feige Natur, die ein großes Maul hatte und sich nach Wohlleben sehnte, aber keinen Schweiß dafür einsetzen wollte. Er hoffte noch, daß er jetzt als Knecht arbeiten lerne. Aber die Berichte seines Meisters besagten bloß, daß er gerade soviel tue als unbedingt nötig sei und kein bißchen darüber, und das auch nur so halbbackig, als es nur angehe.

Die andern Söhne erwiesen sich anstelliger, seitdem ihr ältester Bruder um den Brotkorb gekommen war. Aber die Frau wurde noch unheimlicher. Viktor wußte nichts anderes zu tun, als sich die Ohren zu verstopfen und sich noch flaviischer an sein tägliches Programm „Arbeit und Wein“ zu halten. Mit dem Schlag er alle äußeren und inneren Qualen tot. Und wenn das Leben immer noch unerträglich blieb, so ging er einfach mit der Dosis seiner Medizin hinauf: Mehr Arbeit und mehr Wein. Er wunderte sich hie und da über die Steigerungsfähigkeit und unerschöpfliche Kraft der menschlichen Natur. Würde er aber genauer zugehört haben, so hätte er merken können, daß seine Bewegungen nicht mehr so sicher und prompt waren wie früher und daß sein Neuheres immer verlotterter und seine Gesichtszüge immer verfallener wurden. Er achtete die langsame Veränderung nicht. Und die anderen, die sie gewahr wurden, hüteten sich wohl, ihm etwas derartiges zu sagen. Denn er hätte es auf die Ehre genommen, und dann war nicht mit ihm zu spassen. So hielt er vorläufig sein Fieber für Kraft, und weil er sich stark und gesund fühlte, glaubte er es auch zu sein.

Und es kam der Frühling und brachte seine Arbeit; und der Sommer kam und brachte die seine, und der Herbst war da, man wußte nicht wie, und hatte für alle Hände übergenug zu tun. Viktor war zufrieden, es konnte ihm nichts Lieberes geschehen.

In der Seidenwinderei lief die Dampfmaschine. Sie mußte eine Dreschmaschine antreiben, die im Hofe stand.



A. Baur: Birkenallee.

Diesen kleinen Nutzen leistete die Fabrikanlage jedes Jahr. Dann konnte man glauben, sie sei wieder lebendig geworden. Aber die Spulen schwirren nicht. Nur das Stroh raschelte im Hof.

Viktor berauschte sich an dem Lärmen und Klappern und Schwirren und Sausen der Maschinen. So war's recht. Das war Leben. Das war atemlose Bewegung, die keine dummen Gedanken mehr aufkommen ließ. Das sollte ihm einmal einer nachmachen! Die Garben flogen nur so heran. Und es regnete Korn. Die Königschmieds waren immer noch die Obersten im Dorf!

Er setzte eine Kanne Wein an den Mund und trank. Und seine Begeisterung stieg noch. So eilte er in die Fabrik. Er wollte gleich wieder draußen sein, nur schnell dem Maschinisten sagen, er möge die Leistungsfähigkeit der Dampfmaschine noch steigern. Aber er kam nicht wieder. Nur ein fürchterlicher Schrei fuhr in den Hof. Und zwei, drei Augenblicke darauf stand die Dreschmaschine still. Die Leute wunderten sich und schauten einander fragend an. Dann stürzten sie hinein. In der Nähe der Dampfmaschine fanden sie den ohnmächtigen Viktor blutend am Boden, den Maschinisten neben ihm.

Man schickte nach dem jungen Bärwil-Doktor; man bemühte sich um den Dahinliegenden; und der Maschinist erzählte: „Er kam herein, mehr Dampf, mehr Dampf, rief er. Ich lief zum Kessel hinüber, um ein paar Schaufeln Kohlen aufzuschütten. Da hörte ich den Schrei. Und als ich zurückkam, lag er da. Er muß dem Schwungrad zu nahe gekommen sein. Der Riemen hat ihn herumgerissen und auf den Boden herumgeschleudert. Anders kann ich es mir nicht denken.“

Die Leute starrten halb neugierig, halb mitleidig auf den Ohnmächtigen.

„Ob er wohl sterben wird?“

„Das kann man nicht wissen. Es kommt auf die inneren Verletzungen an. Aber verbluten wenigstens kann er nicht. Es ist keine Schlagader verletzt, so viel man sieht.“

„Man sollte ihn nach Hause transportieren?“

„Ja, wenn's geht.“

Sie versuchten, ihn vorsichtig aufzuheben. Aber wie einer an den rechten Arm kam, der blutig und aufgeschwollen in dem zeretzten Ärmel steck, schlug Viktor die Augen auf und fing an zu wimmern. Da ließen sie ihn wieder los.

„Es ist wohl besser, er bleibt liegen, bis der Doktor kommt. Es scheint ihm alles weh zu tun.“

Der Knecht, der den Arm hatte aufheben wollen, sagte leise zu seinem Nachbar: „Meinst du, ich hätt' etwas von einem Knochen verspürt? keine Rede davon. Der Arm ist so weich, wie eine frische Bratwurst.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Altertumsmuseum im Schlosse Thun.

Das alte Zähringerschloß auf dem Burghügel in Thun grüßt in seiner schlanken, imposanten Gestalt stolz in das weite Land hinaus; es zieht aus allen Richtungen der Windrose die Blicke auf sich und erfreut den Beschauer. Selbst ein Zeuge aus alter Zeit, enthält es die historische Sammlung Thuns mit mehreren recht merkwürdigen Denkmälern aus der heimischen Gegend. An der Genferseeriviera nennt der Volksmund den Weg über Montreux nach Schloß Chillon „le chemin des écoliers“, und gewiß könnte man den Zugang zum Schlosse Thun, sei es von der Lauenenseite her durch das schöne Burgtor oder über die 129 Stufen der